

## Als Bagabund in Indien

Von Ernst Machet

### Statt Penang: Sabang

Die Sache begann mit einer sehr unangenehmen Ueberraschung: mit dem kläglichen Fazit des Rubber-Boom . . .

Wissen Sie, was ein „Boom“ ist? — Das ist eine Erscheinung, von der behauptet wird, daß sie eine Auswirkung volkswirtschaftlicher Sensationen sei. Meiner bescheidenen Meinung nach, ist der Boom aber nichts weiter als ein Kaufsgift. Auf „gut deutsch“ sagt man anstatt „Boom“ für gewöhnlich: Hauffe. Das Wort „Rubber“ wird Ihnen schon eher geläufig sein; jedenfalls werden Sie es kennen gelernt haben, wenn Sie als Interessent für Galoiden oder Schneeschuhe gelegentlich die Schaufenster vornehmer Fußbekleidungs-häuser inspizierten. Unter „Rubber“ versteht man bekanntlich: Gummi.

Die Sache begann also mit dem ernüchternden Ausklang der Gummi-Hauffe. Leute, die Wochen hindurch in Gold gewühlt hatten, erwachten eines Tages als arme Teufel, denen die jammernde Klage im Genick saß. Zu diesen Leuten zählte auch ich, wenngleich es mir geglückt war, einige Tausende Singaporedollar hinüberzureiten. Ich hatte von Chinesen Optionen auf Gummipflanzungen gekauft und mit fettem Gewinn an englische und australische Konjortien weitergegeben. Für das, was mir geblieben war, sollte sich jedoch auch noch ein redlicher Abnehmer finden: in Gestalt des Schweizer Guldeners. — Ich lernte dieses Exemplar in einer Hafentneipe kennen — gab sich mir gegenüber als Besitzer einer Produktions-Gesellschaft in Penang aus und stellte mir den Antrag, in seine Firma als Kompaqon einzutreten. Ich willigte ein und zahlte ihm mein Geld auf den Tisch. Am darauffolgenden Tag gingen wir in Singapore an Bord eines Schiffes, das uns nach Penang bringen sollte. Kurz vor Abgang des Dampfers entfernte sich mein zukünftiger Geschäftsteilhaber, um etwas zu holen, und — weg war er.

Daß ich einem Verrüger aufgefressen war, kam mir zum Bewußtsein, als ich — das Schiff befand sich bereits auf hoher See — meinen Freund suchen ging, dabei mit einem Steward ins Gespräch kam und erfuhr, daß wir gar nicht nach Penang, sondern nach Sabang dampfen. Ich war zerknirscht und nannte mich im Geiste einen verdammten Dummkopf. Im übrigen war mein Schweizer in Wirklichkeit Franzose und hieß nicht Guldeners, sondern Pierre Noir. Ich traf den Kerl später einmal in Upper-Peraf und schenkte ihm einen Dollar, damit er seine Stiefel auswischen könnte, die er für Whisky verpfändet hatte.

Nach über den Verlust meines letzten Geldes zu ärgern oder zu kränken, hätte wenig

Sinn gehabt, darum widmete ich meine Gedankentätigkeit einer weit wichtigeren Sache, nämlich der Beantwortung der Frage: Was werde ich in Sabang eigentlich beginnen?

Wir durchfuhren die Malakkastraße bei recht ungünstiger Bitterung, die aber nicht lange anhielt. Als wir uns Sabang näherten, war der Himmel wieder klar, und das spielflatte Meer strahlte in einer Bläue, als ob es die Farbenkünste eines Anstichstarkensmalers ehelich übertreffen wollte. In dem kristallreinen Wasser tummelten sich übermütige Delfine, allerhand Vögel und fliegende Fische sülzten durch die frische, würzige Seeluft. Der Anblick, der sich mir bei der Einfahrt in den Hafen vom Schiff aus bot, war einer der köstlichsten meines Lebens. Das ultramarinfarbene Meer, die weißen Häuschen, das üppig wuchernde Grün, die malerischen Silhouetten verschiedenartiger Palmen, . . . die bezaubernde Wirkung dieses märchenhaften Bildes auf den Beschauer (selbst auf den, den kurz vorher Mut und Zerknirschung gefangen hielten) ist nicht wiederzugeben! Man sagt, daß Sabange in dieser Hinsicht Rio de Janeiro oder Sidney keineswegs nachstehe.

Ohne auf die Frage „was werde ich in Sabang eigentlich beginnen?“ eine Antwort gefunden zu haben (wie hatte ich mir auch nur eine so unsinnige Frage vorlegen können!), erreichte ich den mir von einem unbedenkbaren Schicksal und einem wohlberedenden Ganner zugedachten Bestimmungsort.

Sabang auf Pulo Beh, einer der Nordspitze von Sumatra vorgelagerten Insel, ist die Hauptkohlenstation der holländisch-indischen Gewässer. Das Leben und Treiben im Hafen nahm meine Aufmerksamkeit einige Stunden hindurch in Anspruch, dann trabte ich auf der sachte bergan führenden Hauptstraße den Häusern zu. Vor einem Toko (so heißt man dortzulande einen Geschäftsladen) war man gerade dabei, die Straße zu zementieren. Der Besitzer des Kaufhauses lehnte auf der Veranda und rauchte eine Pfeife. Ich sprach ihn an, und als er mir eine Weile zugehört hatte, jagte er: „Weiß“ nur da, alter Freund, es wird sich schon was finden.“ zog mich ins Haus und brachte Gin und Sodawasser.

Gastfreundliches Entgegenkommen findet man bei den in Indien ansässigen Europäern fast durchwegs. Mr. O. Friend aber suchte seine Kassebrüder in dieser Beziehung noch zu überreffen. Die Zeit, die ich bei ihm verbrachte — es waren an die sechs Wochen — wird mir in angenehmer Erinnerung bleiben. Ich leistete ihm Arbeit, für die er mich bezahlte, und nebstbei war ich sein Gast, dem gegenüber er es an Aufmerksamkeit nicht fehlen ließ.

Als ich nach der ersten im Hause meines Dieners, und Gastgeber verbrachten Nacht erwachte, sah ich an der Wand neben meinem

Bett ein eigenartiges Tier sitzen. Es glich einer Eidechse und hatte einen durchscheinenden, bläugelben Körper. Ich betrachtete das kleine Biest und überlegte, wie ich es entfernen könnte. Es fiel mir schwer, ihm etwas zuleide zu tun, doch da Reptile sicherlich nicht in eine Wohnung gehören und man andererseits nie wissen kann, wie es um die Gefährlichkeit und unbekannter Tiere steht, griff ich sachte nach meinem Hosengürtel. Da kam zu meinem Entsetzen, ehe ich noch mit dem einen Eindringling fertig geworden, ein zweiter aus der Ecke hinter meinem Bett hervor gekrochen. Glücklicherweise erwachte in diesem Augenblick Mr. Friend. Er sah meine Verlegenheit und begann herzlich zu lachen. Dann sagte er, daß man diese Tiere „Schitschats“ nenne und daß sie sehr nützlich seien, da sie auf die lästigen Moskito Jagd machen und auch sonstigem Ungeziefer nicht gerade friedliebend gegenüberstehen . . .

Pulo Beh hat einen reizenden Süßwassersee, auf dem Lotosblumen ihre herrlichen Kelche öffnen, umgaulert von Schmetterlingen; von Schmetterlingen, gegen deren seltene samtene Farbenpracht die schillernden Reize der auserswähltesten Seifenblasen armseliger Käufchen sind. Neben diesen Trägern paradiesischer Pracht und Schönheit gab es auf der Insel aber auch Träger kulturellen Fortschrittes, so zum Beispiel drei Dramatweinschenken. Eine von ihnen war ein recht primitiver Pfahlbau außerhalb des Ortes und gehörte einem russischen Juden. In dieser Kneipe verkehrten hauptsächlich holländische Legionäre, die viel Geld hatten, das in Klaare (Gin) und Rajie (Mischung von Gin und einem andern Schnaps) umgesetzt werden mußte. Die Kinder des Rufens krochen allmorgentlich unter die Hütte und klaubten die Reichsthaler zusammen, die ihren leichtfertigen Besitzern entschlüpft und durch die Rissen des Bodens gefallen waren.

In Sabang bin ich holländischen Legionären erstmalig begegnet. Als ich Mr. O. Friend die Hand zum Abschied reichte (was ich leider früher tat als notwendig) und nach Kota Radja ging, sollte meine Bekanntschaft mit Hollands Fremdenlegion eine innigere werden. Es war damals Hochkonjunktur im Krieg gegen die Afrikaner.

### Totentanz auf Sumatra

Ich ging also nach Kota Radja. Und wenn ich gesagt habe „früher als notwendig“, so hieß dies, daß ich das lieblichste aller mir bekannten Eiländer verließ, ohne daß ein zwingender Grund hierfür vorlag. Oder ist etwa das laise Erwachen jener gewissen Wandlung, die den Antrieb zu der gemeinlich als „Bagabondage“ bezeichneten Reisefähigkeit

keit bildet, doch als zwingender Grund zuwerten?

Ich ging also jedenfalls dorthin, wohin liebende Mitmenschen einen armen Teufel gar oftmals wünschen: nach dem Lande, wo der Pfeffer wächst. Der brave Mann, der mir in Kota Radja gastfrei Unterkunft gewährte, war ein Geschäftsfreund von Mr. O. Friend in Sabang und hieß Dirk Blaas. Als ich ihn bat, er möge mir eine Arbeit zuweisen, da ich nicht gewohnt sei, als Schmarotzer zu vegetieren, fragte er mich, ob ich malen könne. Ich dachte, daß wohl irgendein Raum mit Kalk anzustreichen wäre und sagte: „Es wird schon gehen.“ Nun kam aber eine lange Einleitung und eine Menge umständlicher Erklärungen, bis ich endlich zu verstehen begann, daß ich ein — Diplom malen sollte! Dirk Blaas, der Tabakpflanzer auf Sumatra, hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als einen Adelsbrief zu besitzen, den er seiner Ansicht nach längst verdient und in seiner Heimat auch sicherlich schon erhalten hätte! Ich erkläre, daß sein Wunsch nur eine gerechte Forderung sei, und daß ich mir alle erdenkliche Mühe geben werde, etwas Brauchbares zusammenzupinseln. Bei Sonnenglut und Whisky machte ich mich denn auch an die Arbeit, und obgleich ich mich noch nie als Farbenkünstler produziert hatte, entstand mit Hilfe wohlwollender Mäzen doch ein ziemlich dekorativ wirkendes Gemälde, in dem ich den Bürger Dirk Blaas tagfrei zum Reichsgrafen von Timbaktu, Großmogul der Ehrenlegion und Besitzer einer Anzahl unter- und überseeischer Orden ernannte. Tränen der Freude glänzten in den kleinen Augenlein des Tabakpflanzers, als er das vier Fuß hohe und sechs Fuß breite „Adelsdekret“ oberhalb seines Bettes an die Wand nagelte.

Nun aber einiges über die bereits erwähnte Fremdenlegion:

Mit der holländischen Legion auf Sumatra schien es mir nicht allzu schlimm bestellt. Die Disziplin war wohl streng, doch der Dienst kein übermäßig aufreibender, und das immerhin abenteuerreiche Soldatenleben hatte sogar seine treuen Anhänger gefunden. Freilich handelte es sich bei der bunt zusammengesetzten Kriegertruppe fast durchwegs um Outsider der menschlichen Gesellschaft, um Gesellen, mit denen anzubinden wohl zu überlegen gewesen wäre. Doch das tat nichts zur Sache, im Gegenteil: gerade solche Kerle brauchte man, sie sind für eine Truppe, die nicht eben aus Vaterlandsliebe auf dem Kriegspfade wandelt, das bestgeeignete Material.

Die ewigen Geplänkel zwischen Legionären und Eingeborenen erinnerten mich an jene uns überlieferten Blutracheaffären temperamentvoller Südländer, die nicht früher endeten, ehe die gegnerischen Familien einander jamt und sonders ausgerottet hatten. Nachfolgende Episoden mögen dies illustrieren:

Zwei Legionäre, gebürtige Franzosen, hatte Neugier, Abwechslungssucht oder sonst eine menschliche Schwäche veranlaßt, sich auf die Seite der Atschinesen zu schlagen. Aber auch unter den Eingeborenen war ihr Meißeln nicht von Dauer, und eines Tages hochten sie, als Atschinesen verkleidet, friedliebend an Bord der via Penang dampfenden „Golantou“. Was nützte jedoch die ganze Mascherade, wenn die Kerle der mit Ohren besahteten Wände nicht achteten und in fließendem Französisch mit einander schwatzten! Sie wurden als Deserteur erkannt, zurück nach

Kota Radja gebracht und am Hauptplatz öffentlich gehängt.

Die Atschinesen, die vielleicht der Meinung waren, daß man die Franzosen ihrer exotischen Tracht und nicht eines Verbrechens wegen gerichtet hatte, übten selbstredend Vergeltung: Einige von ihnen gingen wenige Wochen nachher an Bord der „Golantou“ und richteten, als sich das Schiff auf hoher See befand, unter der Besatzung ein fürchterliches Blutbad an.

Die Antwort der Holländer: Expediciel — Ein atschinesischer Kampong wurde überfallen, Männer, Weiber, Kinder und Greise niedergemacht, und das Dorf in Brand gesteckt. Fiat justitia . . . !

Schön. Die Holländer hatten ihre sie befriedigende Genugtuung, den Legionären waren etliche goldene Arme- und Fußreifen in die Taschen gerollt, und die Atschinesen, — mein Gott, sie hatten neuerdings Anlaß, lobenden Herzens fürchtbare Rache zu brüten. Ein paar kräftige Burschen wurden von den Priestern mit Kauschigsten traktiert . . . so lange, bis die Wirkung des Giftes sich in jenen entsehlischen Wahnsinnsformen manifestierte, die man Amok nennt. Und diese Menschen, die nichts Menschliches mehr an sich

hatten und reizenden Bestien mit blutgeschwellten Augäpfeln glichen, schickte man hinunter nach dem schuldbeladenen Babylon recte Kota Radja.

Es war um die Mittagszeit. Auf der von Palmen beschatteten Terrasse des Atsch-Hotels am Hauptplatz von Kota Radja herrschte Leben. Holländische Offiziere waren da, Regierungsbeamte, Kaufleute, europäische Damen. Sorglos und unbekümmert sah man an den idyllischen Tischen, auf, rauchte, schlürfte kühlende Getränke. Da plötzlich ertönte ein Schrei! Alles sprang erschrocken von den Stühlen: zwei Atschinesen hatten die von der Straße auf die Hotelterrasse führenden Stufen mit kühnem Satz genommen und standen mitten unter den entsetzten Gästen, in den Händen säbelartige Hieb- und Stichwaffen, die sie unter ihren Sarongs verborgen gehalten hatten. Und nun begann ein wahrwitziges Gemetzel. Sterbende brachen zusammen, Verkümmelte sanken mit erschütterndem Aufschrei in die Arme. Bis ein paar Pistolen knallten und die Eingeborenen dalagen: zwischen den Zähnen weißen Schaum, der sich mit rotem Blut und heißem Sand vermengte . . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Mannequins

Von Walter Anatole Perfish.

Sie gehen mit federnden Beinen vorüber an jenen Menschen, deren Schicksal auf der helleren Seite des Lebens erfüllt wird, deren Alltag dem Sonntag der Mannequins etwas ähnlich — die das Geld haben, das jene sich wünschen . . . Sie zeigen sich schön und Schönes an ihren Gliedern, und sie lernen nur eines: daß schöne Dinge nichts mehr bedeuten, sobald sie billig werden, sobald sie jedem zugänglich sind. Das bestärkt ihre Sehnsucht nach Kostbarkeit, im Leben, im Vergnügen, in — der Liebe. Sie belächeln die „kleinen Mädchen“, deren Glück mit einem Seidenkleid aus dem Ausverkauf beginnt, und deren Zufriedenheit auf angeborenem und selbstverständlichem Verzicht auf den Luxus beruht. Ihnen „tun diese Geschöpfe leid“, deren Art, das Dasein zu nehmen, so viel klüger und gesünder ist, einfache Wesen mit der naturhaftesten Achtung vor der Arbeit. Mannequins führen vor. Das ist keine Arbeit. Das ist — Eleganz aus Not, Maske seltener Stunden und darum ihr wahres, in Entbehrung gestrafftes Gesicht. Es lächelt, wenn es beneiden muß.

Mannequins werden entbedt. Sie sind die Stars der Konfektion. Sie erscheinen in Kolonnen, sobald ein Inserat nach ihnen ruft, denn ihrer sind weit mehr als es Möglichkeiten gibt, auf Modetees vorzuführen oder in spiegelnden Räumen reichen Leuten private lebende Bilder im richtigen Bewegten richtiger Kleidung zu geben. Der Chef, die Direktrice wissen nicht, wo die Mädchen mit geraden Beinen und glatten Gesichtern geboren werden. Es ist auch nicht wichtig. Schulzeugnisse und Familie sagen nichts für oder gegen die Grazie, und abgesehen von Paris, New York und London, sind selbst in diesem Beruf die „kleinen Mädchen“ an Zahl den aufstauenden russischen Fürstinnen überlegen. Man sagt in Fachkreisen: auch an Charme. Womit nichts gegen die Fürstinnen behauptet wird . . .

Ihre Eltern, alt und mit vieler Furcht vor dieser Zeit, der alles selbstverständlich geworden

ist, was ihnen Mysterium war, bewohnen die Vorstadtquartiere mit Aussicht auf das Leben der Armen in Hinterhöfen und zwei Fenstern in eine nie zu breite Straße. Man hat drei Zimmer, Küche, eine gute Stube für Konfirmationen und silberne Hochzeit, ein gesichertes Einkommen und grenzenlose Angst vor Abbau, Inflation, Bürgerkrieg, die man durch ein Sparkonto mit sechshundert Mark ein für alle Mal zu überwinden hofft. Der Vater ist Bürodiener, Lagerinspektor, vielleicht auch Handwerker, und die Mutter schneidert. Die Tochter soll sich selbst ihr Brot verdienen und sich trotzdem die kleinen Hände nicht beschmutzen. So wurde sie Verkäuferin mit viel Sinn für Kleidung, und die Mama macht aus preiswerten Stoffen Roben für das Mädel, die nach etwas aussehen, vielleicht auf einem Ball prämiert werden — dort entdecken gewisse Leute die Vorführdame, oder sie werden bei einer Vorstellung durch das aufstehende Kostüm überzeugt von der Qualität — der Trägerin.

Die Laufbahn beginnt. Es ist ein Lauf im wahrsten Sinne des Wortes, von vormittags an, wo die Direktrice Instruktionen erteilt und „Modelle abnimmt“, mit dreifach kritischerem Auge als die verdöhlteste Kundin, bis zur Shopping-Stunde, für die man alle Nerven im Niesensbüdel beisammen haben muß, um mit ihnen die ewig prüfenden Widen pendelnden Beine zu dirigieren, die Arme zu kniden, daß eine Linie entsteht, wie man Kleider trägt, und den Nacken zu runden, wie es modisch verlangt wird. Während sie gehen, schiebt mancher „mitgebrachte“ Herr kleine Zettel in den Kreislauf der Vorführenden: Morgen um 6 Uhr Mascott-diele, und zuweilen lernen die Mannequins die Herren kennen. Fast immer gibt es bald eine Szene oder eine Abfindung. Nie ein Schicksal, selten eine Bindung.

Mannequins haben einen Freund. Sein Anzug sitzt so tadellos wie ihre Kleider. Er tanzt einwandfrei und weiß sich zu benehmen, genau wie sie. Nicht für fünf Pfennig mehr

darf man von ihm erwarten: Familie? Eooo. Geld? Kala, hat er auch keines. Eine Zukunft? Mein Gott, man will sein Leben genießen und sich nicht totarbeiten. Es gibt auch den Freund „mit Auto“ —, das seinem Vater gehört. Hier wird die Sache ernster und, einmal in tausend Fällen, tragisch. Es kann auch in Ehe ausarten — und sie ist glücklich, wenn die Not einen zweiten Bogen um das Haus macht.

Mannequins sind Damen — ohne Hintergrund. Sie wirken genau, als ob. Sie sprechen ebenso. Ihnen gehört — in ihrer Vorstellung, ihren Wünschen — die große Welt, und wo ein Büromädel mit dem gleichen Einkommen aus mancherlei Gründen nicht zugelassen wird, sind sie dabei, teils solo, teils duo. Man nimmt sie zur Kenntnis, man behandelt sie wie Damen mit ganz leisem Unterton, den sie nicht spüren. Sie sind zu Gast. Zu Hause? Nein. Das ist am anderen Ende.

Können Mannequins weinen? Sie lächeln, wenn sie lachen. Ihnen gefällt etwas nicht, wenn es sehr traurig ist. Ihr Herz schlägt ein wenig leiser als andere Herzen, und das ist es eben. „Ich liebe...“, können sie nicht sagen — sie mögen „etwas leiden“, „haben einen gern“. Ihre Gefühle sind blutarm, das stört sie nicht. Es macht sie — oft — anderen, richtigen Frauen überlegen. Wie ist, wir wissen es, Ueberlegenheit sichtbare Stärke. Doch sie fördert. Im Beruf, und so. Mannequins wollen hinauf. Die Welt der Beste, der Schönheit und Raffinements, die sie begehrt, erscheint ihnen zu Unrecht abgefordert. Sie atmen die teuersten Parfums. Um ihre Hüften schmiegen sich die edelsten Stoffe in künstlicherem Schwung der Moden, und von all dem bleibt jener Hunger, den ein Kind im Geruch der Konditorei spürt, der in Schwaden auf die Straße schlägt und alle Begierden weckt. Vom Tage, da das Verlangen bewußt wird und sich im angeborenen Intrigenhirn des Weibes einnistet (manche mögen es nie merken; vielleicht sind es sogar viele), heiligt der Zweck die Mittel. Sie suchen den Weg zum Film, zur Bühne; sie sind bei allen Schönheitskonkurrenzen in der ersten Kolonne und lernen hier den Segen des Wortes „Beziehung“ kennen. Sie knüpfen die Fäden, bis einmal die Leichte, unsichtbare Schlinge der Anmut den richtigen Pfeiler umrankt, und unerbittlich ziehen sie hinauf — um, angelangt, die Bitternis des Besitzens zu empfangen und, aus einer anderen Richtung, wieder hineinzugreifen in die große Leere, die sie umgibt.

Behaupten sie sich, gut! Auch sie werden alt. Der Abstieg, und sei es nur der der Jahre, kommt dennoch. Gleiten sie ab, so ist die Hoffnung immer noch da, ein anderes Mal den Mantelgipfel des Glücks festzuhalten. Kehren sie um oder wirft man sie fort, da jede Hülle einmal ausgedient hat, so schützt sie ihr besonderer Gott vor der Bergweisung: sie können nicht leiden, wie sie nicht lieben können. Ihre Rettung und ihr — Untergang ist jenes Lächeln, das sie noch umgibt, wenn sie, verlassen von der Grazie der Jugend, in einem Vorstadtladen Stoffreste verkaufen.

Dort wird ihr Leben so billig, wie es von Anbeginn war...

**Jeder Parteigenosse  
liest das Parteiblatt!**

# Woher stammen die Kometen?

Zu den geheimnisvollsten Himmelskörpern, die schon stets das größte Interesse geweckt haben, gehören die Kometen. Ihr plötzliches, unerwartetes Erscheinen am Himmel, die raschen Wandlungen ihrer Gestalt, der häufig wunderbar leuchtende Schweif und vor allem wiederum die geahnte Möglichkeit einer mit ihnen zusammenhängenden Gefahr für die Erde lassen die Kometen immer wieder zum Gegenstand lebhaftesten Interesses der Gelehrten und der Laien werden.

Obwohl die Menschheit die Kometenerscheinung bereits sozusagen von Uranbeginn kennt, wie die ältesten Chroniken beweisen, und obwohl diese Himmelskörper seit vielen Jahrhunderten bei jedem Erscheinen genau erforscht wurden, bergen sie doch noch viele ungeklärte Geheimnisse, so daß auch heute eine einheitliche und streng wissenschaftliche Theorie fehlt, die in überzeugender Weise alle beobachteten Tatsachen deuten und zugleich die physikalischen Eigenschaften dieser „Weltenbummler“ einwandfrei erklären könnte. Denn während ihres Erscheinens am Himmel spielt in ihrem Umkreis das Wirken gewisser geheimnisvoller, uns noch nicht näher bekannter Kräfte eine Rolle, während wiederum die Erscheinung als solche so verschiedenartig und häufig völlig unerwartet verläuft, daß es unmöglich ist, sie in ein ständiges Schema zu bringen oder auch nur den Verlauf vorausszusehen.

Man weiß, daß alle Kometen die Sonne in Kegelschnitten umkreisen, gewöhnlich in stark abgeflachten Ellipsen. Die Bewegungen der Kometen dauern lange, denn sie brauchen für eine Umrückung der Sonne nur in Ausnahmefällen einige Jahrzehnte. Meist aber dauert eine solche Umrückung ganze Jahrhunderte und sogar Jahrtausende. Sobald sich die Kometen von der Sonne entfernen, in deren Nähe sich dieses Phänomen am großartigsten entwickelt, hören sie auf zu leuchten und verschwinden in Fernen, die selbst für unsere stärksten Fernrohre unerreichbar sind. Von da an lassen sie sich nur noch errechnen, da die ihre Bewegungen lenkende Kraft uns sehr gut bekannt ist und sich nach einfachsten mathematischen Gesetzen ermitteln läßt. Diese Kraft ist die Anziehungskraft der mächtigen Masse unserer Sonne, die bewirkt, daß sich die Kometen in der Nähe unseres Tagesgestirns, wo die Intensität dieser Kraft ungeheuer groß ist, häufig mit einer Schnelligkeit von Hunderten von Kilometern in der Sekunde fortbewegen, während sie sich in weiteren Fernen des planetarischen Kosmos, wo die Wirkung der Sonnengravitation millionenfach schwächer ist, wortwörtlich mit der Langsamkeit einer Schildkröte fortbewegen.

Die Kometen sehen sich, wie die bisherigen Forschungen erwiesen haben, aus losen, kalten und dunklen Stoffteilen zusammen, die erst unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen sowohl durch reflektiertes wie durch eigenes Licht zu leuchten beginnen und dadurch für uns sichtbar werden.

Soweit die Geschichte zurückreicht, hat man erst verhältnismäßig wenige Kometen beobachtet, nämlich kaum 900. Ihre tatsächliche Zahl ist aber bedeutend größer, da schon die Innenteile des Sonnensystems, so weit sie durch den Weg des am weitesten entfernten Planeten, des Neptun, begrenzt werden, augenblicklich rund 6000 Kometen nach den Schätzungen der Astronomen enthalten. Die Gesamtzahl dieser in der Haupt- sache noch weiter über diesen Raum hinaus

verstreuten Himmelskörper wird auf Millionen geschätzt.

Woher aber kommen sie, und wie sind sie entstanden? Auf diese Fragen sucht die Menschheit — wie überhaupt auf alle mit der Kosmogonie zusammenhängenden Rätsel — dauernd eine über viele Hypothesen hinausgehende zutreffende Antwort. Noch gestern sozusagen erachtete man Kometen als lose Ballungen von Resten kosmischer Materie, aus der einst, vor Milliarden von Jahren, unsere Sonne und die Planeten entstanden sind. Diese Materie blieb, während sie sich zu einem Zentralkörper ballte, teilweise in verhältnismäßig geringen Mengen an den fernen Rändern der ursprünglichen Nebelmasse, von der aus ihre größeren Ballungen von Zeit zu Zeit durch die Sonne zum Zentrum unseres Weltsystems angezogen werden und das Phänomen der Kometen hervorgerufen. Heute jedoch nehmen die Astronomen an, daß die Kometen Fremdkörper darstellen, die in einer verhältnismäßig nicht sehr fernen Vergangenheit unser Sonnensystem bereichert und sich mit ihm zeitweise vereint haben. Denn man weiß, daß unsere Sonne als einer der Sterne der Milchstraße sich keinesfalls im Zustande der Ruhe befindet, sondern mit der ganzen Pleiade der sie umgebenden Planeten und Planetoiden mit einer Schnelligkeit von rund 20 Sekundenkilometern vorwärtsstürzt, nach einem bestimmten Punkte im Raume hin, in dem sich augenblicklich der hellste Stern des nördlichen Himmels befindet, die Waage im Sternbilde der Leier. Wenn wir jedoch die Richtung der Sonne nach rückwärts verlängern, dann würde sie uns in der Konstellation des Orion einen bestimmten Himmelsraum aufzeigen, in dem sich — wie die Forschungen beweisen haben — dunkle, nicht leuchtende kosmische Nebel in großer Zahl befinden. Die die Entfernung dieser Nebel von uns berücksichtigende Berechnung und die Schnell-



Belebung



Nach erwidert werden



Nach

igkeit der fortschreitenden Sonnenbewegung im Raume zwischen den Sternen zeigen, daß die Sonne vor verhältnismäßig kurzer Zeit, nämlich vor kaum einer Million Jahren, durch jene Wolken dunkler Nebel „durchbrach“ und infolge der Wirkung ihrer Anziehungskraft große Mengen dieser Stoffteile mit sich fortriß, um sie von da an hinter sich herzuführen und aus ihnen von Zeit zu Zeit Kometen zu bilden. Und obwohl die Sonne bereits viele Kometen verloren hat (infolge der Aenderung ihrer Wege in hyperbolische, auf Grund der Beunruhigung durch große Planeten), zählen die noch vorhandenen nach Millionen. Nach dieser Hypothese wären also alle Kometen Fremdkörper und verhältnismäßig jung, jedenfalls bedeutend jünger als die Planeten, deren Alter wir auf zwei Milliarden Jahre schätzen. Es ist möglich, daß die Kometen mit der Zeit, vielleicht nach einigen tausend Jahren, völlig von unserem Himmel verschwinden, da sie, wie die Beobachtungen erwiesen haben, zu den unbefähigten Körpern gehören, die rasch dem Zerfall in Meteoritenstürme wie auch in kosmischen Staub erliegen. **st.**

### Wissen Sie schon?

Welcher Dichter buchnäblich über Nacht berühmt wurde? Lord Byron; nach dem Erscheinen der beiden ersten Gesänge von „Gild Karls des Pilgrimers“.

Wer Lord Carnarvon war? Ein Meghptologe: er finanzierte die Ausgrabungen, bei denen das Grab des Tut-enkhamun gefunden wurde. Starb 1923 — am Fluche Tut-enkhamuns!

Wer den Charakter der Menschen aus ihrer Physiognomie erkennen lehrte? Johannes Lavater (1741 bis 1801), der Schöpfer der Physiognomie.

### Dies und das

Anfangs ist die junge Flunder, die sich in den oberflächlichen Meeresschichten aufhält, genau so symmetrisch mit einem Rechts und einem Links des Körpers gebaut, wie die anderen Fische: etwa der Barsch oder die Bläue. Sobald sie etwa einen Zentimeter lang geworden ist, wächst ihr Körper mit einem Male in die Breite und flacht sich immer mehr, so daß sie bald nicht mehr wie die anderen Fische zu schwimmen vermag, sie fällt gleichsam auf die Seite wie ein kranker Fisch und wie dieser sinkt sie auf den Grund. Das dem Boden zugewandte Auge beginnt nach oben zu wandern über die Stirn hinweg und bald sitzt es neben dem anderen, bei der Flunder und Scholle auf der rechten Seite, beim Steinbutt auf der linken Seite, woran man diese nahe verwandten Arten leicht unterscheiden kann.

Unter der Regierung Heinrich des Vierten war der Luxus der Frauen ein so ungeheurer geworden, daß der König sich im Jahre 1575 entschloß, den unglücklichen Ehemännern zu Hilfe zu kommen. Auf seinen Befehl wurde eine Liste von 30 Pariser Damen, die einen besonders großen Aufwand trieben, aufgestellt und die Unberücksichtigten auf der Straße verhaftet und ins Gefängnis abgeführt. Aber selbst diese strenge Maßnahme erwies sich als ein Schluß ins Wasser.

Wandere eßbaren Tiere sind zeitweise ungenießbar, weil sie dann ihrerseits eine bestimmte Nahrung zu sich nehmen, z. B. der Pa-

vagefisch zwischen Dezember und April, da er sich dann von Korallenpolypen nährt, aber auch der Hering, wenn er gewisse Arten von Weichtieren zu sich nimmt und in der Laichzeit.

Der Geister auf der Rheininsel Ramey schleudert alle 4 Sekunden eine Wasserfäule von 25 Zentimeter Durchmesser bis zu 60 Meter hoch empor. Da das Bohrloch 350 Meter tief ist, so beträgt die absolute Höhe des Strahles über 400 Meter. Die Menge des bei einem Ausbruch herausgeschleuderten kohlensäurehaltigen Mineralwassers wird auf 40.000 Liter geschätzt.

### Seiteres

Kurzer Weg. Die Duse, zu Lebzeiten der Welt berühmteste Tragödin, begab sich eines Abends in das Theater Carignano. Auf der Straße wurde sie von einem wolkenbruchartigen Regen überrascht. Vergeblich spähte sie nach einem Wagen aus. So geschah es, daß sie vollkommen durchnäßt im Theater ankam. — Hier stieß sie auf ihren gleich ihr weltberühmten Kollegen Rossi. — „Hu!“ schrie die Duse atemlos. „Der Regen ist mir bis auf die Knochen gegangen!“ — Rossi musterte sie lächelnd und antwortete langsam: „Na — da hat er's nicht sehr weit gehabt!“

Torschlusspann. Eine Schwiegermutter hatte die Angewohnheit, ihre Tochter so oft zu besuchen, daß allmählich der Gatte wünschte, eine Waise geheiratet zu haben. Eines Tages fand die Mutter ihre Tochter weinend vor. „Was ist geschehen?“ rief sie. „Ist Georg ausgerückt? Hat er dich verlassen?“ — „Ja!“ schluchzte die junge Frau. — „Da steht eine Frau dahinter!“ versündete drohend die Mutter. — „Ja!“ jagte die Tochter. „Du!“ — „Großer Gott!“ rief erschrocken die alte Dame, „wo ich ihm doch niemals Hoffnungen gemacht habe!“

Zweidentig. In einer Volksschule hat die Lehrerin die kleine Tochter des Fleischermeisters Hubert geächtigt. Am nächsten Tage bekommt die Lehrerin von der Frau Hubert einen Brief: Sehr geehrtes Fräulein! Wenn Sie sich noch einmal unterziehen und schlagen meine Arme, dann kriegen Sie es mal mit meinem Mann zu tun, und dann sind Sie die längste Zeit ein Fräulein gewesen! Hochachtungsvoll Frau Hubert.

Schickliches Leiden. „Ich war heut beim Arzt wegen meines abnehmenden Gedächtnisses.“ — „Na, und was hat er getan?“ — „Das Honorar im voraus verlangt!“

O diese Kinder! „Du schreiest ja niemals, wenn dich dein Vater verprügelt!“ — „Nein, es hat keinen Zweck, er ist nämlich taub.“

„Der Zahnarzt, den du mir empfahlen hast, ist aber gar nicht schmerzfrei.“ — „So? Hat er dir weh getan?“ — „Das nicht. Aber er hat schrecklich geschrieben, als ich ihm in den Finger biß.“

„Schahsi,“ schmeichelte sie, „wenn wir beide nochmal so jung wie damals wären, würdest du mich dann wieder zur Frau haben wollen?“ — „Aber Kind! Wir sitzen gerade so zufrieden und gemütlich, wozu da einen Zank heraufbeschwören!“

„Na, Georg, was wirst du nun machen, wo die Frau fort ist?“ fragte einer seiner Freunde den Wirt.

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Dračowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 195

Von Franz Janet.

Schwarz: Ke4, La8, b8, Bd7, g4. (5).



Weiß: Kd1, Dc8, Tb3, f3, Lf2, Spd3, Bc4. (7).

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 192: Spc3-d3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Lösel Richard, Hochoborn; Rudolf Friedrich, Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Dinnebler Emil, Tetschen; Habi Erwin, Nestersitz (bitte mir nochmals die Aufstellung der letzten Aufgabe, verbesserten, einzusenden); Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen (Nr. 22 nach Tc3-e3, Dh1-e1+ oder Lf2-e1+ unlösbar); Hyna Jos. u. Franz, Hostomitz; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schlegler Josef, Kerschhagel Josef, sämtlich Kleinauzged; Mildorf Adolf, Titschau; Triltsch Gustav, Wisterschan; Schöpka Josef, Eidlitz.

### Schach anlässlich der Olympiade in Prag

Als Abschluß der schachlichen Veranstaltungen fand das Retourspiel „Atus“ gegen D. T. J. an 10 Brettern statt.

Brett	„Atus“	D. T. J.
1	Hyna jun., Hostomitz	0 1 Cmelinsky I., Pilsen
2	Schöpka, Komotau	½ ½ Musil, Prag
3	Werner, Neusattel	1 0 Madr. Pilsen
4	Wolfert, Prag	0 1 Taus, Skvorňany
5	Thiel, Komotau	1 0 Slavik, Pilsen
6	Pialka, Komotau	0 1 Plesnivý, Prag
7	Böhm, Sobrusan	0 1 Novák, Prag
8	Sachs, Trauschkowitz	0 1 Spoula, Prag
9	Hapl, Eger	0 1 Dr. Semerad, Prag
10	Stehno, Sobrusan	0 1 Cmelinsky II., Pilsen

Ergebnis: 2½:7½ für D. T. J.

Eigentümlich mutet es an, daß wir uns die Punkte an den ersten 5 Brettern holten, ein Beweis, daß bei kompletter Besetzung das Ergebnis weit günstiger hätte ausfallen können.

### Gästeturniere.

#### Gruppe I.

Name	1	2	3	4	5	6	Pkt.	Rg.
1. Strnad, D. T. J. Prag	X	1	0	1	1	1	4	1-2
2. Hyna „Atus“ Hostomitz	0	X	1	1	1	1	4	1-2
3. Wolfert, „Atus“ Prag	1	0	X	½	0	1	2½	3-4
4. Sarf, D. T. J. Humpolec	0	0	½	X	1	1	2½	3-4
5. Pfeiffer, „Atus“ Prag	0	0	1	0	X	1	2	5
6. Lukas, D. T. J. Prag	0	0	0	0	0	X	0	6

#### Gruppe II.

Name	1	2	3	4	5	6	Pkt.	Rg.
1. Vökl, „Atus“ Marienbad	X	1	0	1	1	1	4	1
2. Oreles, D. T. J. Prag	0	X	1	1	½	1	3½	2-3
3. Beneš, D. T. J. Prag	1	0	X	1	½	1	3½	2-3
4. Sachs, „Atus“ Komotau	0	0	0	X	1	1	2	4-5
5. Nestitz, D. T. J. Prag	0	½	½	0	X	1	2	4-5
6. Schönfelder, „Atus“ Reichenberg	0	0	0	0	0	X	0	6

Wie schon in letzter Nummer mitgeteilt wurde, erwiesen sich unsere Genossen in den Gästeturnieren als erprobte Kämpfer: ein 1. und ein 1.-2. Rang ist allerdings ein großer Erfolg unserer Genossen.